

MELEA PFITZENMAIER

# DIACHRISIS

**AUS DEM SCHATTEN INS LICHT**

THRILLER

betanien

1. Auflage 2025

© Melea Pfitzenmaier 2025

Herausgeber:

Betanien Verlag e. K.

Imkerweg 38 · 32832 Augustdorf

[www.betanien.de](http://www.betanien.de) · [info@betanien.de](mailto:info@betanien.de)

Cover: Sara Pieper, Betanien Verlag

Umschlagbilder: [unsplash.com](https://unsplash.com) – Milo Weiler und Gabe

Satz: Betanien Verlag

Druck: Druckhaus Nord, Neustadt a.d. Aisch

ISBN 978-3-945716-78-6

# Inhalt

	Vorwort	7
	Prolog	11
1	Alija	14
2	Aviél	25
3	Alija	34
4	Aviél	44
5	Alija	53
6	Aviél	65
7	Alija	72
8	Aviél	87
9	Alija	101
10	Aviél	110
11	Alija	143
12	Aviél	167
13	Alija	187
14	Aviél	199
15	Alija	210
16	Aviél	221
17	Alija	219
18	Aviél	240
19	Alija	254
20	Aviél – ein paar Stunden zuvor	20
21	Alija	272

22	Aviel	286
23	Alija	293
24	Aviel	315
25	Alija	329
26	Aviel	344
27	Alija	355
28	Aviel	380
29	Alija	392
30	Aviel	416
31	Alija	421
32	Aviel	444
33	Alija	460
34	Aviel	472
35	Alija	478
	Epilog	495
	Bibelstellenverzeichnis	501

# Vorwort

**D**ieses Buch ist sehr stark mit meiner Geschichte mit Jesus verflochten.

Seit ich denken kann, konnte ich mich für Geschichten und Filme begeistern. Schon als junges Mädchen habe ich ein Buch nach dem anderen verschlungen und die Geschichten häufig in meinen Gedanken verändert und weitergesponnen. Bereits mit 13 Jahren habe ich dann meinen ersten Roman geschrieben. Damals schlug mein Herz jedoch noch nicht für Jesus, sondern allein für die Romane, die ich schrieb. Ich beschäftigte mich Tag und Nacht mit ihnen und baute somit nach und nach meine eigene kleine Welt auf. Ich bemerkte relativ schnell, dass dies ungesunde Ausmaße annahm, aber da ich nicht damit aufhören wollte und konnte, ignorierte ich es.

Mit 14 Jahren nahm ich dann mehr oder weniger gezwungen an einer christlichen Jugendfreizeit teil und hörte dabei das erste Mal von Christus anhand des Alten Testaments. Da ich in einem gläubigen Elternhaus aufgewachsen bin, waren die Geschichten des Alten und Neuen Testaments nichts Neues für mich, doch verstanden hatte ich sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht –, auch wenn ich das damals glaubte.

Aus dieser Freizeit heraus entwickelte sich schließlich ein Jugendhauskreis, das Bibel-Meeting, das bis heute besteht und inzwischen zu einer Gemeineneugründung geführt hat. Hier hörte ich das Evangelium zum ersten Mal richtig, oder ich hörte das erste Mal wirklich zu. Jedenfalls begann ich begeistert täglich in meiner Bibel zu lesen und lernte Jesus persönlich kennen. In dieser Zeit war mir mehr denn je bewusst, wie

ungesund der Umgang mit meinen Romanen war. Dennoch dauerte es einige Zeit, bis Jesus mich an den Punkt brachte, die Romane für ihn aufzugeben. Und so löschte ich eine dreieinhalbbändige Buchreihe von meinem Laptop und erlebte die große Freiheit in Christus, Sieger über die eigenen Süchte zu sein.

Im Oktober 2015 ließ ich mich schließlich taufen und bekannte den Glauben an meinen Herrn öffentlich. In den folgenden Monaten reifte in mir die Idee heran, meine Freude am Schreiben und die Gabe, die Jesus mir schenkte, für ihn zu verwenden. Und so begann ich mit 16 Jahren die erste Version dieses Romans zu schreiben. Ich scheiterte kläglich daran. Die Geschichte, die entstand, war vielleicht spannend, aber Christus schien mir mehr ein Randthema zu sein. So legte ich das Projekt wieder auf Eis und fragte mich, ob ich mit der falschen Motivation darangegangen war.

Heute weiß ich, dass die Zeit für dieses Buch noch nicht gekommen war. Ich musste erst Erfahrungen im Glauben sammeln und aus dem Wort Gottes lernen, bevor ich dies zu Papier bringen durfte. Manchmal antwortet Gott auf unsere Fragen nicht einfach mit »Ja« oder »Nein«, manchmal ist seine Antwort ein »Warte«.

Auch wenn dieser Roman in erster Linie meinem Herrn dienen soll, habe ich ihn auch im Hinblick auf all jene geschrieben, die so aufgewachsen sind wie ich: die das Privileg einer christlichen Erziehung genossen haben, dieselben Geschichten hörten, sich vielleicht selbst für gläubig halten und doch nie zu einem persönlichen rettenden Glauben durchgedrungen sind. Der reine Glaube an die Existenz Gottes und seines Sohnes Jesus Christus mag dabei ein guter Start sein, doch er vermag nicht zu retten, denn auch die Dämonen glauben, dass es *einen* Gott gibt und zittern (vgl. Jakobus 2,19). Rettender Glaube ist der persönliche Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der für meine Sünde wahrhaftig Mensch wurde, um sie am

Kreuz zu bezahlen, der für mich ein vollkommenes Leben in der Abhängigkeit zum Vater lebte, starb und leibhaftig auferstand. Und dieser rettende Glaube wird eine Auswirkung in deinem Leben haben. Er wird die Früchte des dann in dir lebenden Heiligen Geistes hervorbringen und eine Liebe zu Gott in dir entfachen.

Dieses Buch soll ein Beispiel aufzeigen, wie sich rettender Glaube in einem Leben auswirken kann und beschäftigt sich zugleich mit Themen, die mir seit meiner Bekehrung bis heute im Glauben wichtig geworden sind.

Der Titel *Diachrisis* ist dabei als ein Wortspiel zu verstehen, das inhaltlich leitend für diesen Roman ist. Abgeleitet ist es vom griechischen *diákrisis*, was so viel wie *Unterscheidung/Entscheidung* bedeutet (z. B. Hebräer 5,14). So geht es in diesem Roman um eine ganz besondere Entscheidung sowie um die Unterscheidung von Lüge und Wahrheit.

Doch der Titel lässt sich auch in die Vorsilbe *diá* und das Wort *chrisis* zerlegen. Während *diá* allein gesehen mit *durch* übersetzt werden kann, lässt *chrisis* sowohl eine phonetische Assoziation zu *Christ(us)* als auch zur *Crisis/Krise* zu. Einzig und allein durch Christi Wirken kann Glaube in einer Person entstehen, und nicht selten nutzt Christus dafür vermeintliche Krisen, um Gutes entstehen zu lassen.

Worum es mir bei diesem Buch nicht geht, sind Spekulationen über die Endzeit oder unsere Zukunft in Europa anzuziehen. Das Szenario, das hier geschildert wird, könnte in ähnlicher Weise wahr werden, aber auch wenn es das nicht wird (was ich eher vermute), sind wir schon heute einer geistlichen Verfolgung ausgesetzt, da man zum Beispiel für die Äußerung bestimmter biblischer Wahrheiten verurteilt oder für seinen Glauben belächelt und ausgeschlossen wird.

Vielmehr geht es mir darum, dich dazu zu ermutigen, die Bibel in die Hand zu nehmen und Jesus darin anzuschauen. In der Schrift heißt es, wir sollen an Christus glauben, wie die

Schrift es sagt, nicht wie die Welt oder irgendein Prediger es uns diktiert (Johannes 7,38). Also schau in die Bibel und bitte Gott, dass er dadurch dein Herz verändert und dich immer mehr in die Wahrheit Christi führt. Im 2. Korintherbrief gibt Gott uns die Verheißung, dass wir im Anblicken der Herrlichkeit Jesu in seinem Wort immer mehr verwandelt werden zu derselben Herrlichkeit hin (2. Korinther 3,18). Und in Christus haben wir, die wir an ihn glauben, für jede Verheißung ein Ja und ein Amen (2. Korinther 1,20).

In diesem Sinne wünsche ich dir viel Freude beim Lesen und möchte dich zugleich dazu auffordern, das, was du liest, anhand der Bibel zu überprüfen. Gott segne dich dabei!

Melea Pfitzenmaier,  
im Februar 2025



# Prolog

Unruhig bemüht er sich, den Worten des Redners zu folgen, doch es ist ihm unmöglich, seine Hände stillzuhalten. Am liebsten würde er aufspringen und es schnell hinter sich bringen. Die Versammlung wird bald zu Ende sein, doch ihm kommt jede Minute vor wie eine halbe Ewigkeit. Sein Blick wandert erneut durch den Raum, um sich zu vergewissern, ob er noch da ist. Trotz der knapp sechzig Anwesenden, die eng Stuhl an Stuhl nebeneinandersitzen, fröstelt er, was ungewöhnlich für ihn ist. Sein Blick wandert zurück zu seinen Händen; sie glänzen schweißig. Für einen Moment schließt er die Augen und konzentriert sich auf seine Atmung. Es fällt niemandem auf, denn viele um ihn herum sitzen mit geschlossenen Augen, tief in Gedanken versunken, da.

Ein von allen Seiten widerhallendes Wort beendet die in einem Kellerraum abgehaltene Zusammenkunft. Er hat den Einsatz verpasst. Sein Herzschlag beschleunigt sich, als er mit den Augen nach ihm sucht. Für ein paar Sekunden, die ihm viel länger vorkommen, wird er von den nun aufstehenden Teilnehmern verdeckt, dann treffen sich die Blicke der beiden. Mit einer kaum merklichen Bewegung deutet er, ihm zu folgen. Steif steht er auf und bahnt sich mühsam einen Weg zwischen den Menschen hindurch zu der breiten Stahltür, durch die er nur wenige Sekunden zuvor den Raum verlassen hatte. In dem schmalen anschließenden Flur holt er dank seiner langen Beine den deutlich kleineren Mann schnell ein. Ohne ein Wort zu wechseln steigen sie die schmale Kellerstaffel hinauf. Am oberen Ende wartet eine weitere Stahltür, die im Gegen-

satz zur vorherigen deutlich schwerer zu öffnen ist, aber dennoch lautlos aufschwingt. Ein letzter kurzer Aufstieg führt in einen von Hecken eingerahmten Garten, hinter dem sich die Ausläufer eines Waldes erstrecken.

In stillem Einvernehmen verlassen beide den Garten und schlagen einen schmalen Waldweg ein. Etwa zehn Minuten später verlassen sie diesen wieder und biegen ins Unterholz ab, das trotz der Waldrandnähe schon relativ dicht ist. Weitere fünf Minuten später erreichen sie ihr Ziel und bleiben einen Moment unschlüssig auf der lichtdurchfluteten Lichtung stehen. Ein sanfter Wind kitzelt ihn im Nacken und jagt ihm einen Schauer den Rücken hinab.

»Du siehst nervös aus«, stellt Derek trocken fest und schlenkert zu einem umgestürzten Baumstamm.

Er antwortet nicht und vergräbt die Hände in den Hosentaschen. Für einen Moment blickt er an dem IT-ler vorbei in die Ferne, ohne etwas Bestimmtes zu fixieren, dann wendet er sich ihm mit einem tiefen Seufzer zu.

»Warst du erfolgreich?«

Derek greift in die Tasche seines Sakkos und zieht ein Stoffsäckchen heraus. Er öffnet den Knoten, der das Säckchen verschließt, und lässt sich dessen Inhalt auf die geöffnete Handfläche fallen. Zögerlich kommt er näher und setzt sich dann neben Derek auf den knorrigen alten Stamm.

Nun kann er die vier schlichten, silbernen Manschettenknöpfe erkennen, die auf seiner Handfläche liegen und im Sonnenlicht grell blitzen.

»Das ist alles?!«, fragt er verwundert. Derek schmunzelt.

»Was hast du erwartet? Einen Chip zum Einpflanzen? Ich dachte, das Ganze sollte doch etwas unauffälliger sein.«

Drei der Knöpfe lässt er wieder in dem Stoffsäckchen verschwinden und nimmt den vierten zwischen Daumen und Zeigefinger. Dann hält er ihn auf Augenhöhe zwischen sich und ihn.

»Von außen ein ganz normaler Manschettenknopf. Sein Innenleben ist, sagen wir mal ... etwas komplizierter. Darin ist nicht nur ein Störsender eingebaut, sondern auch ein ...«

»Schon gut, Derek, ich habe keine Ahnung von deinem Nanotechnikzeug. Was mich viel mehr interessiert, ist, ob es funktionieren wird.«

»Denkst du, ich würde dir etwas geben, das unseren Zweck nicht erfüllt?« Derek verstummt einen Moment. Als eine Reaktion ausbleibt, fährt er fort: »Aus technischer Sicht kann nichts schiefgehen. Das Schwierigste wird sein, durch die Sicherheitskontrollen zu kommen, wobei ich alles Erdenkliche unternommen habe, das Nanotechnikzeug darin so zu bearbeiten, dass die Kontrollscanner es nicht erkennen werden.«

Er nickt nachdenklich.

»Gut ... der Rest liegt sowieso nicht in unserer Hand.«

»Richtig«, seufzt Derek und lässt den Manschettenknopf zu den restlichen Dreien zurück in das Stoffsäckchen fallen.

»Hast du Angst?«, fragt er dann, während er ihm den kostspieligen Beutel hinhält. Langsam nimmt er ihn entgegen und antwortet erst nach langem Schweigen.

»Ich weiß nicht, ob man es Angst nennen kann, ich fühle mich unwohl und manchmal zweifle ich, ob es richtig ist.«

»Es ist unser Auftrag«, kontert Derek entschlossen.

»Warum fühlt es sich dann so kriminell an?«

Er lacht: »Weil es genau das ist!«

# Alija

Mit einem unterdrückten Seufzer ziehe ich die Tür des Direktorats hinter mir zu. Mir war es gerade noch gelungen, den überambitionierten Rektor davon zu überzeugen, mich nicht bis zum Campustor begleiten zu müssen. Genervt schaue ich auf die goldene Armbanduhr an meinem Handgelenk. Im Moment zeigt sie ein schlichtes Ziffernblatt und täuscht somit über ihr technisches Innenleben hinweg. Bestürzt stelle ich fest, dass es dem Rektor gelungen ist, mir mehr als doppelt so viel der für diesen Termin eingeplanten Zeit zu rauben. Während ich mich nur für die nächste Jura-Abschlussprüfung anmelden wollte, hatte er die Gelegenheit genutzt, um mir in allen Einzelheiten zu schildern, was für eine großartige Arbeit die Kuweia-West-University sowohl gesellschaftlich als auch politisch leistet. Insbesondere hob er ausführlich hervor, welchen Anteil er selbst an diesen Erfolgen hatte. Wirklich allzu schade, dass es nicht möglich ist, sich online für die Juraprüfung anzumelden. Dieser ganze Stress ist nur, weil ich bisher kein Semester hier studiert habe.

Zwei in schwarz gekleidete Männer tauchen rechts und links neben mir auf und nehmen wie üblich ihre Plätze ein. Der eine einen halben Schritt hinter mir, der andere vor mir. Ich atme tief durch und lasse meine Hand von der kühlen Türklinke gleiten. Gleichzeitig richte ich mich auf und lege ein angedeutetes Lächeln auf meine Lippen. Dann mache ich mich auf den Weg zur Treppe, die in den Eingangsbereich der Universität führt. Die Absätze meiner Stiefeletten erzeugen ein dumpfes Klacken, das durch den Galeriegang und die Emp-

fangshalle unter mir hallt. Ich bemühe mich wie immer zielgerichtet zu wirken und mich nicht von den mich anstarrenden Gesichtern in meiner Umgebung aus dem Konzept bringen zu lassen. Hin und wieder blicke ich dennoch scheinbar ziellos umher, um nicht arrogant zu wirken, doch dabei achte ich darauf, keinem Augenpaar direkt zu begegnen.

Es ist erstaunlich ruhig, obwohl die Mittagspause begonnen hat und momentan keine Vorlesungen stattfinden. Aber auch dieses Phänomen ist mir bekannt. Die meisten verstummen, wenn sie zufällig einen Blick auf die Tochter ihres Präsidenten erhaschen. Als Kind hatte mich diese Aura, die mich seit meiner Geburt umgibt, häufig beunruhigt. Je älter ich wurde, desto mehr entdeckte ich ihre Vorteile.

Ein helles Aufblitzen einer Handykamera von links lässt mich schneller laufen. Ich hasse es, ungefragt fotografiert zu werden, was grundsätzlich täglich geschieht.

Als wir der Eingangstür der Uni näher kommen, beschleunigt der vordere meiner Bodyguards den Schritt und zieht die schwere Holztür für mich auf. Trotzdem tritt er als Erster über die Schwelle und lässt seinen Blick über den Vorhof der Uni wandern, bevor ich ebenfalls ins Freie trete. Zu meiner Überraschung stehen nur sehr wenige Paparazzi vor der Tür, die die Nachricht meiner Anwesenheit in der Uni angelockt hatte. Dementsprechend schnell gelangen wir zum Tor und der dort wartenden Limousine.

Das aufgesetzte Lächeln verschwindet erst, als mein Bodyguard die Tür des gepanzerten Regierungsfahrzeuges zuschlägt. Seufzend lehne ich mich auf dem bequemen, extra breiten Sitz zurück und strecke die Füße aus.

»Geht es zurück nach d'Erenel Manor, Miss d'Erenel?«

»Ja, wir fahren nach Hause, Mr. Willis«, antworte ich dem Fahrer durch das Bordmikrofon, das von jedem Sitz der Limousine aus betätigt werden kann. Etwa eine Stunde später rollt der Wagen auf den Vorplatz der Präsidentenvil-

la und hält vor dem pompösen Treppenaufgang. D'Erenel Manor ist eines der ältesten Gebäude Kuweias, der Hauptstadt der Europäischen Republik. Nach einem verheerenden Bürgerkrieg, der beinahe ganz Europa erschütterte, war die Stadt vor etwa 70 Jahren komplett neu aufgebaut worden. Später wurde sie zur Hauptstadt der neugegründeten Republik ernannt, die sich nun über die übriggebliebenen Gebiete des ehemaligen europäischen Westens, also Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Österreich, Tschechien, Luxemburg, der Niederlande, Belgien, Dänemark, Portugal und der Schweiz, erstreckt. Gemäß dem Vorbild der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland wurden die ehemaligen europäischen Staaten zu Bundesländern umfunktioniert, die zwar offiziell neue Namen erhalten haben, im Sprachgebrauch aber immer noch mit den alten Ländernamen betitelt werden. Die Hauptstadt Kuweia liegt somit im Bundesland Deutschland und ist der Regierungssitz des Föderalstaates.

Mittig in dieser Millionenstadt liegt d'Erenel Manor, das Hauptgebäude des Anwesens, das von einem etwa 400 Hektar großen Parkgelände umgeben und eines der wenigen im Krieg erhalten gebliebenen Gebäude ist. Es zählte schon zuvor zu den ältesten der damaligen Stadt. Das Bauwerk ähnelt einem alten Schloss, das der Fantasie eines Märchenschreibers entsprungen ist. Sogar ein kleiner Turm ragt über dem uralten Koloss auf. Die Seitenflügel des Gebäudes sind hingegen erst bei dem Wiederaufbau der Stadt errichtet worden, dem Stil nach aber ähnlich wie das Hauptgebäude gehalten. An den Enden der Nebenflügel machen die Gebäude nochmals einen Knick nach innen, sodass hinter dem Haupthaus eine Art kleiner Innenhof entstanden ist, den man vom Ballsaal aus betreten kann. Der Saal, der heutzutage für Empfänge, Feste und Galas verwendet wird, ist mit einer unterirdisch eingebauten Großküche der einzige Raum, der sich noch im Hauptgebäude

befindet. Alle restlichen Räume sind auf die Seitenflügel verteilt worden. So kann man Besprechungszimmer und Büros der wichtigsten Mitglieder unserer Regierung sowie das Büro unseres Sicherheitschefs im Ostflügel finden, während unsere Wohnräume sowie Hobbyräume, Gästezimmer und die Wohnungen der Angestellten im Westflügel untergebracht sind. Bis auf die Küche ist die restliche Unterkellerung des Anwesens das Herrschaftsgebiet der First Security. Dort befinden sich ihre Trainings- und Überwachungsräume.

Einer der beiden Bodyguards, der mich heute begleitet hatte, öffnet meine Wagentür und ich trete ins Freie. Der kühle Wind, der allmählich den Winter ankündigt, lässt mich kurz erschauern. Auch wenn es schon Ende Dezember ist, erinnert das Wetter mehr an den Oktober. Tage mit strahlendem Sonnenschein wechseln sich mit Regen ab und die Bäume sind noch spärlich von buntem Laub bedeckt. Der Winter ist in den letzten Jahrzehnten immer später gekommen und insgesamt auch kürzer geworden.

Fröstelnd marschiere ich die breite Treppe des Hauptgebäudes hoch zu dessen Eingangsportal und trete in den dahinterliegenden Empfangsbereich, der alleine schon fast hundert Quadratmeter groß ist. Am gegenüberliegenden Ende des Raumes schwingt sich eine imposante Treppe zu einer Galerie in den ersten Stock empor. Rechts und links von der Marmortreppe befinden sich zwei große Doppelflügeltüren, die in den Ballsaal führen. Gegenüber des oberen Endes der Treppe gibt es die gleiche Tür nochmal. Sie führt auf die Galerie des zwölf Meter hohen Ballsaals. Ich gehe an dieser Tür vorbei nach rechts in den Westflügel des Gebäudes. Dort befinden sich im dritten Stock die Räumlichkeiten meiner Familie. Auf dem Weg dorthin begegne ich dutzenden Angestellten, die eifrig dabei sind, das Haus für die alljährige Silvesterparty in zwei Tagen herzurichten. Wie immer vor einem größeren Event im Haus verwandelt sich das Anwesen in einen Bienenstock.

Meist flüchte ich dann in den Park oder das Schwimmbad, doch heute wird mir das schwer gelingen.

Wenige Minuten später erreiche ich endlich den dritten Stock. Hier ist der Treppenaufgang durch eine Tür von den dahinterliegenden Räumen abgegrenzt. Unsichtbar in den Rahmen der Tür eingelassen sind dutzende Kameras, die jeden Eintretenden scannen und ihm gegebenenfalls den Eintritt verweigern. Als ich die letzte Stufe erreiche, öffnet sich die Tür vor mir vollautomatisch und ich trete in ein Empfangszimmer.

Am anderen Ende des Raumes führt eine Tür weiter in den Gang zu den privaten Räumen meiner Familie und den anderen Gemeinschaftsräumen, wie zum Beispiel ein Homekino, ein privater Fitnessraum mit Spa-Bereich und das Musikzimmer. Normalerweise ist der Empfangsbereich, in dem ich stehe, leer. Wenn es hochkommt, wird er vielleicht drei Mal im Jahr wirklich als eine Art Wohnzimmer von meiner Familie genutzt. Es ist selten, dass wir alle zusammenkommen, mal abgesehen von den Mahlzeiten, aber selbst da fehlt häufig jemand.

Im Moment steht meine Mutter mit der Personalleiterin des Hauses am Fenster auf der Südseite des Raumes. Die schlanke, etwa ein Meter siebenzig große Frau mit den langen, leicht welligen dunkelbraunen Haaren sieht aus wie eine ältere Kopie von mir. Selbst meine Augen haben den tupfengleichen Brauntönen wie ihre. Ihr breites Lächeln habe ich jedoch nicht geerbt. Meine Mutter ist eine Frohnatur, eine Fähigkeit, die ich mir im Gegensatz zu ihr erst aneignen musste. Allerdings ist ihr Dauerlächeln nicht aufgesetzt.

Als ich eintrete, legt sie das riesige Tablet, das sie in der Hand hält, zur Seite und kommt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.

»Da bist du ja, Liebling, wir haben dich beim Mittagessen vermisst!«



Ich muss schmunzeln, als sie mich an sich zieht. Es ist schwer, in ihrer Gegenwart schlecht gelaunt zu sein. Ihre Freude ist ansteckend.

»Tut mir leid, Mum, ich habe mich für die Jura-Abschlussprüfung in der Uni angemeldet. Hat länger gedauert als erwartet.«

»Ach herrje, ich vergesse immer wieder, wie erwachsen du geworden bist«, seufzt meine Mutter und streicht mir durchs Haar. »Aber findest du nicht, dass du mit siebzehn noch etwas zu jung bist, um ein Studium abzuschließen?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich bin durch mit dem Stoff, also warum sollte ich warten? Außerdem ist die Prüfung in einem Monat und kurz darauf werde ich achtzehn.«

»Das macht natürlich einen riesigen Unterschied!«, erwidert sie ironisch und schüttelt schmunzelnd den Kopf. »Das Mittagessen lässt du aber nicht ausfallen, junge Dame. Du bist in letzter Zeit wieder so dünn geworden!«, fügt sie tadelnd hinzu.

Ich stöhne leise auf und verdrehe die Augen. »Natürlich nicht, Mum!«, murmele ich gehorsam und dränge mich an ihr vorbei. »Bis später irgendwann«, rufe ich noch und verlasse den Raum schnell.

Meine Mum hatte schon immer übertrieben genau auf mein Körpergewicht geachtet, obwohl ich nicht im Entferntesten untergewichtig bin. Ich habe genau das perfekte Gewicht für meine Größe, dennoch macht sie sich andauernd Sorgen, ich könnte mir an dem Schlankheitswahn, der in den letzten Jahren in der High Society der Stadt Überhand genommen hat, ein Beispiel nehmen.

Im Gang hinter dem Wohnzimmer befindet sich rechts von mir eine lange Fensterfront. Unter jedem zweiten Fenster steht ein einladendes weinrotes Sofa. Zu meiner linken führt die erste Tür ins Homekino, die zweite in die Suite meines Bruders Kephas, die dritte ins Musikzimmer und die vierte in mein Reich. Anschließend warten noch der Fitnessraum und die

Räume meiner Eltern, die etwas abgelegen, in dem nach innen geknickten Gebäudeteil zum Innenhof hin, untergebracht sind.

Erleichtert, wieder in meinen eigenen vier Wänden zu sein, betrete ich meine Suite, die aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer mit Bad, einem Büro und einem Ankleidezimmer besteht. Seufzend schmeiße ich meinen beigen Mantel über den Kleiderständer neben der Tür und schlüpfe aus meinen Stiefeletten. Dann setze ich mich auf das Sofa, das gegenüber der Eingangstür steht, und schließe für einen Moment die Augen.

Keine zwei Sekunden später beginnt mein Handy zu vibrieren. Entnervt ziehe ich das piepsende Ding aus der Hosentasche und entsperre den Bildschirm. Eine Terminerinnerung leuchtet auf dem Screen auf. In einer halben Stunde wird der Schneider des Hauses auftauchen, wegen der Anprobe meines Silvester-Outfits. Seufzend schnappe ich mir zwei Äpfel, die in einer Schale neben dem Sofa liegen, und verschwinde im Bad, um mich frisch zu machen.

»Dieses Türkisblau steht Ihnen einfach wundervoll – eine sehr gute Wahl, Miss d'Erenel«, säuselt Mr. Jones. Der Schneider steht mit einem breiten Lächeln im Gesicht neben mir und starrt in den Spiegel, vor dem ich stehe.

Ich hingegen betrachte mich kritischer. Gegen die Farbe der bodenlangen Abendrobe habe ich nichts einzuwenden. Für gewöhnlich steht mir jeder Blauton. Doch bei dem Schnitt bin ich mir wie fast immer sicher, etwas anderes mit dem Schneider vereinbart zu haben. Mr. Jones besteht auf seine künstlerische Freiheit, was es mir unheimlich schwer macht, mit ihm zusammenzuarbeiten. Er hält sich nie an die Abmachungen, die man vorab trifft, und ist dann beleidigt, wenn man sich darüber beschwert. Zu Beginn hatte ich versucht, meine Kritik vorsichtig zu äußern, um den Mann nicht zu verletzen, aber

egal, wie zaghaft man ist, er ist immer eingeschnappt. Also hatte ich irgendwann aufgehört, mir diese Mühe zu geben. Seine Reaktion darauf war, den letzten Anprobetermin so zu legen, dass keine größeren Umänderungen mehr möglich sind. Dementsprechend kühl ist die Atmosphäre zwischen uns. Wir können uns schlicht und einfach nicht leiden.

»Sie sehen nicht zufrieden aus!«, stellt er mit unverhohlenem Unmut in der Stimme fest.

»Richtig, Sie halten sich ja auch wie immer nicht an unsere Vereinbarungen«, kontere ich, ohne den Blick vom Spiegel abzuwenden. »Ich habe Sie um einen schlichten Rock gebeten, ohne Raffungen.«

»Die Raffungen lassen Sie aber schlanker aussehen. Sie schmeicheln Ihrer Figur. Glauben Sie mir, ich weiß, welche Schnitte Ihnen stehen«, antwortet er trotzig.

»Ach, und ich nicht!? Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich meinen Körper besser kenne als Sie. Deswegen weiß ich auch, dass ich keine Schnitte brauche, die mich schlanker wirken lassen. Hungerhaken werden hier in zwei Tagen genug herumrennen; da muss ich nicht auch noch wie so einer aussehen.«

Mr. Jones verschränkt die Arme vor seinem dicken Bauch und sieht mich beleidigt an.

»Ich würde Sie niemals als Hungerhaken herumlaufen lassen. Ich hatte gehofft, Sie hätten ein bisschen mehr Vertrauen in mich!«

»Wenn Sie möchten, dass ich Ihnen vertraue, sollten Sie vielleicht einfach das tun, was ich von Ihnen erwarte. Sie werden das ändern.«

»Dafür ist es zu spät. Tut mir leid.« Mr. Jones Blick ist todernst, seine Haltung wie versteinert.

Ich trete von dem Podest, auf dem ich bis jetzt gestanden hatte, herunter und bleibe vor ihm stehen. Mit den High-Heels, die ich trage, überrage ich den einen Meter siebzig großen Mann um wenige Zentimeter.

»Sie sollten mich nicht anlügen, Mr. Jones, so viel Verständnis habe ich von Mode, um zu wissen, dass diese Änderungen nicht weiter aufwändig sind.«

Mr. Jones hält meinen durchdringenden Blick keine fünf Sekunden aus. Er sieht zu Boden. Triumphierend fahre ich herum und gehe hinter den Sichtschutz, den er mitgebracht hatte, um das Abendkleid wieder auszuziehen.

»Ich erwarte Sie am Freitag pünktlich um 17 Uhr!«

»Selbstverständlich Miss d'Erenel!«

Ich kann mir den Gesichtsausdruck, mit dem er diese Worte hervorpresst, nur allzu deutlich vorstellen.

Mit einem erleichterten Seufzen lasse ich mich auf mein Sofa fallen, als die Tür wenige Minuten später hinter dem wütenden Schneider ins Schloss fällt. Ich weiß wirklich nicht, was meine Mutter an ihm findet. Ich hatte ihr öfters ans Herz gelegt, einen neuen Schneider anzustellen, aber sie besteht auf Mr. Jones.

»Dicke Luft?!« Erschrocken zucke ich zusammen.

»Sag mal, kannst du nicht klopfen, Kephas!«

»Das ist dann wohl ein Ja«, erwidert er und zieht schützend den Kopf ein.

Ich verdrehe die Augen, kann aber ein Schmunzeln nicht verbergen. »Keine Sorge, ich reiße dir schon nicht den Kopf ab, setz dich!«

»Man kann ja nie wissen«, murmelt er und wählt den Sessel gegenüber von mir.

»Was willst du, Bruderherz?«

»Muss ich immer etwas von dir wollen, um dich zu besuchen?«

»Na ja, zu fünfundneunzig Prozent schon ...«, antworte ich angriffslustig.

»Na vielen Dank auch, vielleicht sollte ich dann einfach wieder verschwinden. Ganz offensichtlich bin ich hier ja unerwünscht«, entgegnet er spitz, steht auf und läuft langsam

zur Tür. Als er die Klinke ergreift, verharrt er und wirft einen Blick über die Schulter zurück. »Wann gedenkst du, mich zurückzurufen und dich zu entschuldigen?«

Ich sehe über die Schulter zu ihm herüber und funkele ihn amüsiert an.

»Überhaupt nicht, weil du dich schon selbst zurückrufst, und für die Wahrheit entschuldige ich mich nicht«, antworte ich dann seelenruhig.

»Weißt du, dass du ganz schön abgebrüht bist?«, fragt er lachend, dreht sich um und kommt zu mir zurück. Dieses Mal flackt er sich neben mich auf die Couch. Er achtet nicht mehr auf seine Körperhaltung, sobald er sich im privaten Teil des Gebäudes befindet. Mir hingegen ist die ganze Etikette in Fleisch und Blut übergegangen. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal mit gekrümmtem Rücken und angewinkelten Beinen auf dem Sofa saß.

»Ich bin die Tochter eines Politikers, was erwartest du?«, antworte ich mit betont bedachter Stimme.

»Immer diese Klischees«, kontert Kephass kopfschüttelnd.

Ich lache und lehne mich ihm entgegen. »Also, was führt dich zu mir?«

»Hm, Mum hat erwähnt, dass du gerade Anprobe hast, da wollte ich mich vergewissern, dass du Mr. Jones am Leben lässt. Aber der eigentliche Grund wäre der hier.« Geschickt zieht er aus der Innenseite seines Jacketts sein Smartphone, entsperrt es und hält es mir hin.

Mit fragend hochgezogener Augenbraue nehme ich es entgegen.

»Du hast zwar erst in zwei Monaten Geburtstag, aber deine Lieblingsband kommt eben nicht jeden Monat in die Stadt. Deswegen ziehen wir das mit den Geschenken dieses Jahr einfach ein bisschen vor.«

Ich starre meinen Bruder mit offenem Mund an, was nicht häufig vorkommt.

»Wie, wie hast du ... Die Karten waren doch sofort ausverkauft?!«, stottere ich ungläubig und sehe auf die zwei digitalen VIP-Tickets auf dem Screen.

»Tja, ich hab da so meine Kontakte. Jedenfalls haben wir beide nächsten Freitag ein Date.« Er kann nicht weitersprechen, denn überschwänglich falle ich ihm um den Hals. Perplex fängt er mich auf und drückt mich an sich.

»Weißt du, dass du der beste große Bruder bist, den man sich wünschen kann!?!«

»Nichts Geringeres habe ich versucht zu erreichen«, erwidert er grinsend.

Ich lächle und löse mich wieder von ihm. Obwohl mein Bruder mit 26 Jahren über acht Jahre älter ist, haben wir uns schon immer bestens verstanden. Zwar gab es auch bei uns Zeiten, in denen der andere mal nervte, aber im Großen und Ganzen würde ich meinen Bruder für nichts auf der Welt eintauschen wollen. Allerdings schlägt dieses gute Verhältnis auch gelegentlich ins Gegensätzliche um. Wenn wir beide uns streiten, dann so richtig.

Mein Bruder seufzt und erhebt sich. »Tut mir leid, aber ich muss jetzt auch weiter. Ich werde noch im Parlament erwartet und zuvor habe ich noch einiges in meinem Büro zu erledigen. Morgen werde ich nicht dazu kommen.«

»Klar, vielen Dank nochmal!« Ich nehme ihn zum Abschied kurz in die Arme und begleite ihn zur Tür, dann ziehe ich mich um und gehe in den Park, um zu joggen.

# Aviél

Langsam rollen die Reifen des mittelständischen Sportwagens dem etwa zwei Meter hohen Stahltor entgegen. Nervös trommele ich mit den Fingern auf dem Lenkrad herum, während ich darauf warte, dass die Autoschlange vor mir kleiner wird. Zum hundertsten Mal in den letzten zehn Minuten wandert mein Blick zu der digitalen Uhr, die oben rechts auf meiner Frontscheibe eingeblendet ist: 17:46 Uhr. Obwohl die Silvesterparty des Präsidenten erst in zwei Stunden beginnt, ist der Stau, der sich auf der Hauptzufahrtsstraße der Präsidentenresidenz gebildet hatte, jetzt schon knapp zwei Kilometer lang. Dabei handelt es sich nur um das Personal, das auf 18 Uhr eingeladen wurde.

Zwei weitere Autos schieben sich durch das stark bewachte Eingangstor aufs Anwesen. Langsam lasse ich die Kupplung kommen und schließe die Lücke zu dem Fahrzeug vor mir. Knapp zehn Minuten später halte ich auf Handzeichen eines First Security Agents vor dem Tor und lasse die Fensterscheibe auf der Fahrerseite herunter. Der Agent sieht mich verwundert an, als er erkennt, dass ich selbst fahre. Die meisten Menschen nutzen heutzutage das autonome Fahren und lernen somit gar nicht mehr, eigenständig ein Auto zu bedienen.

»Ihre Personalien sowie Ihre Einladung bitte!«

Ich schnappe mir mein Handy, das ich schon griffbereit auf den Beifahrersitz gelegt hatte, öffne meinen Email-Account und zeige ihm den QR-Code, der als Anhang meiner Einladung hinzugefügt wurde.

Sein Blick verdunkelt sich, als er meine zitternde Hand sieht, aber egal, wie sehr ich mich bemühe, ich bekomme mei-

ne Nervosität nicht unter Kontrolle. Aufmerksam geworden, scannt der Agent den Code mit einem Gerät, das kaum größer als ein Kugelschreiber ist, dann hellt sich sein Gesicht wieder auf.

»Sie sind der Gewinner der Studenten-Presseauszeichnung?«

»Richtig«, antworte ich freundlich und zwingte mich zu einem Lächeln.

Der Mann nickt wohlwollend. »Dann bräuchte ich noch Ihre Personalien.«

Ich nicke und stecke mein Handy in die Innentasche meiner Anzugjacke.

Der Mann zieht ein kleines Gerät aus seiner Tasche und hält es mir entgegen.

»Ich brauche jeweils einen Finger von jeder Hand.«

Wortlos lege ich nacheinander meine beiden Zeigefinger auf die vorgesehene Fläche auf dem Gerät und warte bis der Scan vollständig ist. Kurz darauf erscheinen auf dem kleinen Bildschirm des Geräts einige persönliche Daten von mir. Der First Security Agent überfliegt die Informationen kurz, dann nickt er bestätigend. »Sie können weiterfahren, Mr. Cadena. Vorne vor dem Hauptgebäude wird ein Agent Ihren Wagen übernehmen. Dort können Sie sich dann zu den restlichen Journalisten gesellen.«

Ich nicke. »Vielen Dank, Sir.«

Der Mann tritt von der Fahrerseite zurück und gibt einem Kollegen einen Wink. Erstaunlich schnell schwingen vor mir die Torflügel auf. Eilig lege ich den ersten Gang ein und fahre in Schrittgeschwindigkeit auf das Gelände.

Meine Hände zittern noch immer, als ich am Hauptgebäude ankomme und meinen Gurt löse, um auszusteigen. Wie am Tor angekündigt, steht ein Agent bereit, der mein Auto übernimmt.



Mit einem mulmigen Gefühl bleibe ich am Fuß der Treppe, die zum Hauptgebäude der Präsidentenvilla führt, stehen und lasse meinen Blick an dem Gebäude hinaufwandern. So ziemlich alles in mir sträubt sich dagegen, diese Räumlichkeiten zu betreten. Zwar wirkt das Bauwerk mit den alten Steinzinnen und Verzierungen nach außen hin einladend – es erinnert an ein altes Schloss –, aber für mich würde die Bezeichnung ›Höhle des Löwen‹ besser passen. Ich schlucke mühevoll den Kloß in meinem Hals herunter und wende mich vom Eingangsportal ab. Jetzt, da ich schon mal hier bin, bleibt mir nichts anderes übrig, als es durchzuziehen!

Ich sehe mich kurz um und geselle mich dann zu den restlichen Journalisten, die durch ihre Kameras, Mikrofone und Aufnahmegeräte deutlich zu identifizieren sind. Ich hatte mir zur Vorbereitung lediglich eine bessere Aufnahme-App auf mein Smartphone geladen. Unter normalen Umständen hätte ich mich jetzt wahrscheinlich für diese mangelhafte Ausrüstung geschämt, aber ich bin nicht hier um irgendwelche Politiker, Stars und Sternchen zu interviewen oder über den Abend zu berichten, zumindest nicht hauptsächlich. Die meisten Kamerateams würdigen mich keines Blickes, als ich zu ihnen stoße. Nur ein etwa sechzigjähriger Mann mit grauen Schläfen nickt mir kurz wohlwollend zu, er scheint ebenfalls alleine hier zu sein, womit wir beide die Ausnahme bilden.

Als die Minuten ohne irgendein Ereignis verstreichen, schlendert der Mann auf mich zu.

»Wir warten auf die Sicherheitseinweisung, das dauert meistens ziemlich lang«, klärt er mich ohne Weiteres auf.

»Verstehe«, antworte ich lächelnd. »Sie waren also schon mal hier?«

Der Mann lacht. »Seit etwa zwanzig Jahren jedes Jahr.« Er hält mir die Hand entgegen. »Erik Kurdner, von der Citypaper.«

Lächelnd erwidere ich den Handschlag. »Aviel Cadena, freut mich!«

»Sie sind der Gewinner der Ausschreibung, richtig?«

Ich nicke.

»Ich habe Ihren Bewerbungsartikel gelesen. Sie haben wirklich Talent. Sie können sich gerne an mich halten. Ich bin bei meinem ersten Mal hier auch von einem älteren Kollegen unter die Fittiche genommen worden. Ich schätze mal, Sie haben das besonders nötig«, sagt er ohne jegliche Überheblichkeit in der Stimme.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, ich habe tatsächlich so gut wie keine Erfahrung mit Journalistik.«

»Tja, die Unis sind heutzutage eben auch nicht mehr das, was sie mal waren«, erwidert Erik und zwinkert mir zu.

»Ähm, das kann ich nicht beurteilen, ich studiere nicht Journalismus, sondern Lehramt.«

»Ach, das heißt, Sie schreiben nur als Hobby?«

Ich nicke zustimmend. »So in etwa.«

»Das ist schade, Sie haben Potenzial.«

Ich möchte mich gerade bedanken, als sich uns ein hochgewachsener Mann in Begleitung einer jungen Frau nähert. Als sie uns erreichen, ergreift die schlanke Blondine das Wort:

»Guten Abend, meine Herrschaften. Ich bin Anja Millers, die Personalleiterin des Hauses und Ihre Ansprechpartnerin für heute.« Sie deutet auf den in schwarz gekleideten First Security Agent neben ihr. »Und das ist Agent Loran, er wird Sie über die Sicherheitsvorschriften informieren und Ihnen die für Sie wichtigen Bereiche des Anwesens zeigen. Doch bevor Sie das Hauptgebäude betreten, müssen Sie selbst noch einige Sicherheitschecks durchlaufen. Wenn Sie kooperativ sind, wird das ganz schnell abgehandelt sein!« Die junge Frau unterbricht und schenkt uns ein strahlendes Lächeln, das ein bisschen zu einstudiert aussieht.

»Zu Beginn noch die wichtigsten Infos, was den Abend angeht. Sie sind zur Silvesterparty hier, sprich, es sind keine politischen Fragen zugelassen. Dafür haben Sie dann das gan-

ze nächste Jahr Zeit. Ansonsten dürfen Sie in Ihren Interviews alles erfragen, was Ihnen in den Sinn kommt. Was den Präsidenten anbelangt, hat jeder von Ihnen nur zehn Minuten zur Verfügung. Also nutzen Sie Ihre Zeit und verteilen Sie die Interviews über den Abend. Es liegt in der Hand des Präsidenten, ein Interview abzulehnen, also bestürmen Sie ihn nicht alle auf einmal. Dasselbe gilt auch für den Rest der Präsidentenfamilie. Allerdings haben Sie bei ihnen kein zeitliches Limit. Gibt es noch Fragen?»

Ein kollektives Schweigen unterbricht den Redeschwall der Frau.

»Sehr schön, dann wünsche ich Ihnen einen erfolgreichen Abend!«, verkündigt sie mit einem erneut unnatürlichen Strahlen und rauscht ab zur nächsten Gruppe.

Ich löse meinen Blick von ihr und richte meine Aufmerksamkeit auf Agent Loran, der, mit hinter dem Rücken gekreuzten Armen, beinahe wie ein General vor uns steht und uns mit aufmerksamen Augen mustert.

»Also, wie gesagt, mein Name ist Agent Loran, ich werde Ihnen alles erklären, was Sie noch wissen müssen. Zuallererst möchte ich klarstellen, dass jeder Regelverstoß von Ihnen zu einem Verweis vom Anwesen führen kann und wird, also seien Sie aufmerksam! Und nun folgen Sie mir, wir beginnen mit den bereits angekündigten Sicherheitschecks.«

Kaum hat der Mann seinen Satz beendet, marschiert er auch schon schnellen Schrittes am Haupteingang vorbei auf eine Seitentür im Westflügel des Gebäudes zu. Hektik entsteht in meiner Gruppe, als die Kamerateams um mich herum ihr Equipment packen und dem Mann hinterher eilen.

Mit zunehmender Nervosität folge ich ihnen. Mein Herz schlägt inzwischen so laut, dass ich mir sicher bin, der neben mir laufende Erik kann es hören.

Agent Loran erreicht die Tür als erster und öffnet sie mittels seines Fingerabdrucks. Wir treten direkt in einen großen Las-

tenaufzug, mit dem wir ein Stockwerk tiefer fahren. Soweit ich weiß, ist die Kellerfläche des Gebäudes der Bereich der First Security.

Als die Aufzugtür sich wieder öffnet, stehen wir in einem grellen, von weißen LEDs beleuchteten Raum. Der Raum ist keine zwei Meter tief, erstreckt sich aber bestimmt zehn Meter in die Breite. Die gegenüberliegende Wand besteht aus Glas und wird im Abstand von zwei Schritten von einer Tür unterbrochen. Diese führt wiederum in eine kleine Kabine, deren Fläche wohl einen Quadratmeter beträgt. Die Kabine ist von allen Seiten verglast und führt auf der anderen Seite durch eine zweite Tür in einen ähnlichen, wenn auch größeren Raum als der, in dem wir momentan stehen.

»Bitte gehen Sie alleine in jeweils eine Kabine und nehmen Sie ihr gesamtes Equipment mit hinein. Wenn Sie die Kabine betreten, werden die Türen automatisch schließen und Sie werden gescannt. Das dauert nur ein paar Sekunden. Wenn ein grünes Schloss auf der gegenüberliegenden Tür aufleuchtet, können Sie den Raum wieder verlassen«, erklärt Agent Loran und winkt uns zu den Kabinen.

Ich bin froh, dass wir mehr Personen sind, als es Kabinen gibt, und ich noch nicht direkt in diesen beengenden Raum muss. Doch leider meinte Agent Loran mit ein paar Sekunden auch wirklich nur ein paar Sekunden, und so betrete ich nur eine Minute später das gläserne Gefängnis. Als die Tür hinter mir ins Schloss fällt, ertönt ein leises Knacken, und ein rotes Schloss leuchtet auf der Glastür vor mir auf. Meine Handflächen beginnen zu schwitzen. Ich muss mich bemühen, dem Drang nicht nachzugeben, sie an der Hose abzureiben. Mein Blick zuckt unsicher von einer Ecke des Raumes zur nächsten, doch der Scan läuft völlig geräuschlos und unsichtbar ab. Zwei Atemzüge später ertönt das Knacken erneut und ein grünes Schloss blinkt auf. Ich brauche einen Moment, bis in meinem Hirn ankommt, dass ich den Raum verlassen kann.

Die Türklinke erscheint mir unnatürlich kalt, als ich sie ergreife und die Tür aufstoße. Eine junge Frau tritt zu mir. Sie trägt wie alle anderen Agents im Raum eine lange schwarze Stoffhose und ein Jackett in derselben Farbe. Nur die Bluse, die sie darunter trägt, sticht weiß hervor.

»Guten Abend, Mr. Cadena, ich bräuchte nochmal Ihr Smartphone für einen weiteren Check. Sonst haben Sie kein weiteres Equipment?« Die Frau hat ein entwaffnendes Lächeln und wirkt im Gegensatz zu ihren Kollegen deutlich beruhigender auf mich.

»Ähm, nein, habe ich nicht. Sie brauchen nur das Smartphone von mir?«, entgegne ich eilig, als ich meine Sprache wiederfinde.

»Ja, der Rest ist in Ordnung.«

Wortlos reiche ich ihr das kleine Gerät und spüre, wie mich Erleichterung durchströmt, als sie damit in ein angrenzendes Zimmer geht.

»Danke, Vater!«, flüstere ich lautlos und blicke kurz gen Himmel.

Jetzt, da das Schlimmste vorbei ist, beginnt die Zeit wieder zu kriechen, und ich sehe immer ungeduldiger zu der großen Wanduhr, die über dem Ausgang des Raumes hängt.

Fünf Minuten später kommt die Agentin mit meinem Handy zurück.

»Das war's dann auch schon, Mr. Cadena, Sie können zu Agent Loran gehen und dort auf den Rest warten. Vielen Dank für Ihre Geduld.«

Ich nicke ihr lächelnd zu und geselle mich zu dem Agent, der an der Ausgangstür mit zwei weiteren Journalistenteams wartet. Etwa zehn Minuten später können wir vollzählig den Raum verlassen.

In der nächsten halben Stunde führt uns Agent Loran durch den Ballsaal, zeigt uns die Toiletten sowie Fluchtwege und erklärt, welche Gänge für uns zugänglich sind und welche

nicht. Er beendet seine Führung in einem kleinen angrenzenden Raum des Ballsaals, den wir als Garderobe und Rückzugsort während der Feierlichkeiten nutzen können. Dann lässt er uns alleine.

Inzwischen ist es halb acht und ich bin heilfroh, noch eine halbe Stunde entspannen zu können, bevor die Tore auch für die Gäste geöffnet werden. Seufzend bediene ich mich an den Getränken, die auf den zwei langen Tischen im Raum verteilt sind, und setze mich.

Die anderen Journalisten scheinen wenig Interesse an Entspannung zu haben. Sie überprüfen noch ein letztes Mal ihr Equipment, besprechen ihre Strategien und Ziele und bereiten sich professionell auf den Abend vor.

Ich schließe für einen Moment die Augen und konzentriere mich auf meine Atmung, bevor ich zu beten beginne:

»Herr, ich danke dir, dass ich es bis hierher ohne Probleme geschafft habe, dass du mir damit deine Zustimmung zu dem heutigen Abend zeigst. Dennoch weißt du um die Unruhe in mir. Ich bitte dich, schenke mir doch Frieden, dass ich mich auf diesen Abend konzentrieren kann und ein Licht inmitten der Finsternis sein darf. Herr, leuchte du durch mich und stehe mir bei. Du siehst, wie schwach ich bin. Ich brauch deine Stärke, bitte hilf mir! Ich ...«

»Na, du siehst so aus, als könntest du mentale Unterstützung gebrauchen!«

Ich öffne erschrocken die Augen und blicke in Eriks faltiges Gesicht.

»Sieht man das so deutlich?«, frage ich mit einem verschmitzten Lächeln.

Erik zuckt mit den Schultern und setzt sich zu mir. »Hast du jemals jemanden interviewt?«

»Nicht, dass ich wüsste«, antworte ich wahrheitsgetreu.

»Und dann gleich mit dem Präsidenten der Europäischen

Republik anfangen. Wenn, dann richtig, was?!« Erik klopfte mir väterlich auf die Schulter und lacht.

»Wenn du das so sagst, hört es sich tatsächlich größtensinnig an«, gebe ich schmunzelnd zu. Irgendwie hatten wir beide, ohne zu fragen, zum du gewechselt.

»Wie dem auch sei, das Wichtigste ist, höflich zu sein, sich nicht sofort abwimmeln zu lassen, aber auch nicht zu forschen zu agieren. Das bekommt man mit der Zeit raus. Allerdings hast du die nicht wirklich, also würde ich dir raten, nicht mit dem Präsidenten oder seiner Familie anzufangen. Die werden so oft interviewt, die merken sofort, dass du unerfahren bist und dann kannst du das Interview vergessen.

So viel zum Crashkurs. Wir sollten jetzt raus gehen, die Türen werden bald geöffnet. Wenn du also Bilder machen willst, bevor der ganze Saal voll ist, wäre jetzt ein guter Zeitpunkt.«

Ich seufzte und erhebe mich. Meine Lust, da jetzt rauszugehen, ist gleich null, aber so ist es eben. Also folge ich Erik in den bereits deutlich belebteren Ballsaal.

### 3

## Alija

Ich werfe einen letzten Blick in den Spiegel und überprüfe, ob auch wirklich jede meiner widerspenstigen Haarsträhnen ordentlich in die Hochsteckfrisur integriert ist. Zufrieden betrachte ich das türkisfarbene Kleid. Ohne die Raffungen gefällt es mir gleich viel besser. Der leichte Seidenstoff scheint nun regelrecht zu Boden zu fließen. Ich atme noch einmal tief durch, nehme Haltung an und verlasse mein Zimmer.

Trotz der zwölf Zentimeter hohen Sandaletten ist mein Schritt zügig und selbstbewusst. Es ist Jahre her, dass mir Absätze ein Problem bereitet haben.

Sobald ich den Schutz des dritten Stocks verlasse, bin ich wie immer ganz die Präsidententochter. Das Lächeln, das ich aufgesetzt habe, wird nicht weichen, bis ich meine Suite wieder betrete.

Im ersten Stock bleibe ich nochmal stehen und blicke durch die Fensterfront nach draußen die Auffahrt hinab. Noch immer reiht sich dort Auto an Auto, obwohl es schon halb neun ist.

In den letzten Jahren hatte ich gelernt, dass es besser ist, lieber etwas zu spät zu kommen. Dann wirkt man nicht so, als hätte man schon stundenlang auf seine Gäste gewartet. Entschieden löse ich mich vom Fenster und folge dem Gang die letzten Meter, bis die Eingangstür des Saales in mein Sichtfeld kommt.

Auf der Galerie vor dem Ballsaal ist es noch relativ leer. Es ist eine Gratwanderung, so anzukommen, dass man den Saal betreten kann, ohne sich durch die Massen kämpfen zu müssen, oder aber als erstes dort zu erscheinen. Wie fast immer ist



sie mir gelungen. Dutzende Blicke folgen mir, als ich an den dort stehenden Gästen vorbei in den Saal stolziere.

Sehnsüchtig sehe ich zu den Balkonen, die von der Galerie des Ballsaals nach draußen führen, doch ich weiß, dass ich mich erst eine Weile ins Getümmel stürzen muss, bevor ich dorthin fliehen kann. Also wähle ich den direkten Weg die Treppe hinunter.

Kaum unten angekommen, sind auch schon die ersten Journalisten zur Stelle.

»Miss d'Erenel, erlauben Sie ein Interview?« Sonja Ellen, die Redaktionsleiterin der *Currently*, eine der größten Zeitungen der Republik, hatte es als Erste zu mir geschafft.

»Natürlich, Sonja, was möchten Sie wissen?«, antworte ich lächelnd.

»Unsere Leser interessiert es bestimmt brennend, welche guten Vorsätze eine Präsidententochter fürs neue Jahr fasst. Können Sie mir etwas dazu verraten?«, schießt die Journalistin sofort los.

»Hm, wenn ich ehrlich bin, habe ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht. Leider läuft das mit den guten Vorsätzen bei mir ähnlich, wie bei den meisten. Es bleiben Vorsätze, also mache ich mir schon gar keine.«

Sonja lacht. Solche Antworten gefallen den meisten Journalisten, sie stellen eine Verbundenheit zwischen mir und den Bürgern her, etwas, das bei einem Interview nicht fehlen darf.

»Und wenn sie jetzt spontan einen Vorsatz fassen müssten?«, hakt sie nach, offensichtlich doch noch nicht ganz zufrieden.

Ich lasse mir einen Moment Zeit, um zu überlegen, bevor ich bedacht antworte. »Ich denke, meine Abschlussprüfung zu bestehen, wäre ein guter Vorsatz.«

»Ach, Sie haben also vor, dieses Jahr Ihr Studium zu beenden – ist dieses Ziel nicht etwas hochgesteckt?«

»Überhaupt nicht, ich habe mich bereits für die nächste Prüfung angemeldet, eigentlich dürfte dem nichts im Wege stehen.«

»Das erklärt dann auch Ihren Besuch in der Westuniversität vor zwei Tagen. Wenn das so ist, drücken wir Ihnen natürlich alle ganz fest die Daumen.«

Ich nehme ihren Glückwunsch mit einem Nicken entgegen und warte auf die nächste Frage.

»Was haben Sie denn dann nach ihrem Studium vor?«

Ich stutze für einen Moment und überspiele meine Verlegenheit, indem ich scheinbar beiläufig einer Person nachblicke, die gerade an uns vorbei gelaufen ist. Dann wende ich mich wieder der Journalistin zu. »Ich schätze mal, ich werde es erst etwas ruhiger angehen lassen. Hin und wieder assistiere ich ja jetzt schon meinem Bruder im Regierungspräsidium. So kann ich mich im politischen Feld, das dieser Staat uns bietet, etwas umsehen und schauen, wo mein Platz sein wird.«

Ein Kunstfehler – ich hätte nicht mit dem Ende meines Studiums anfangen sollen, ohne diese Frage zuvor zu bedenken. Dennoch ist mir die Antwort ganz gut gelungen, zumal ich keine Ahnung habe, was mich beruflich erwarten wird.

»Das heißt, Sie wollen auf jeden Fall in die politischen Fußstapfen ihrer Familie treten?«

»Ja, wir d'Erenels gehören einfach in die Politik!«, erwidere ich lachend und registriere dabei aus den Augenwinkeln meinen Bruder, der locker den Arm um seine Freundin gelegt hat. Ein guter Vorwand, um mich zu verabschieden.

»Sie entschuldigen mich.« Ich lege der Journalistin zum Abschied kurz die Hand auf den Unterarm. Körperkontakt überbrückt die natürliche Distanz zwischen mir und anderen Menschen. Dann wende ich mich meinem Bruder zu.

»Lanea!« Mit ausgebreiteten Armen gehe ich auf die hübsche Blondine in seinem Arm zu. Sie beginnt zu strahlen, als sie mich erblickt und zieht mich liebevoll an sich.

»Alija, ist das schön, dich zu sehen!«, flüstert sie nahe an meinem Ohr und lässt mich nur zögerlich wieder los. Es ist selten, dass Lanea an einem Tag wie heute bei uns ist. Eigent-

lich erlebt sie jetzt in etwa dasselbe Spiel, nur einige tausend Kilometer entfernt, als Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Kephass und sie sind praktisch gemeinsam aufgewachsen. Da unsere Staaten eng miteinander verbunden sind, treffen sich unsere Familien regelmäßig. In den letzten Jahren war aus dieser Kinderfreundschaft eine feste Beziehung geworden, die nun schon fast sechs Jahre anhält.

Zu Beginn war ich ziemlich neidisch auf Lanea, aus Angst, sie würde mir meinen Bruder wegnehmen. Deswegen hatte ich sie nicht sonderlich gemocht. Selbst jetzt, da ich älter und vernünftiger geworden bin, habe ich noch manchmal mit negativen Gedanken zu kämpfen, wenn ich sie sehe, obwohl sie wirklich sehr nett ist.

»Du siehst mal wieder wundervoll aus!«, stellt die 26-Jährige gerade fest, nachdem sie mich ausgiebig gemustert hat.

»Und du erst!«, erwidere ich und sage es zur Abwechslung nicht nur aus reiner Höflichkeit. Lanea ist wirklich bildhübsch, völlig egal, was sie trägt. Das blonde, einen Meter zweiundsiebzig große Mädchen mit den schlanken langen Beinen und den eisblauen Augen ist so ziemlich das, was man sich unter einem Model vorstellt, obwohl man sagen muss, dass sie absolut nicht mager ist.

Im Gegensatz zu mir scheint es ihr nie Mühe zu machen, freundlich und zuvorkommend zu sein. Ihr Lächeln ist genauso ehrlich wie das meiner Mutter. Bei ihr zu Hause ist sie so etwas wie der Liebling des Volkes – nicht, dass ich unbeliebt wäre, aber an sie komme ich definitiv nicht heran. Ihre ganze Ausstrahlung scheint »süß« und »unschuldig« zu rufen, während mein Vater mir andauernd vorwirft, unnahbar zu erscheinen.

Lanea nimmt das Kompliment mit einem strahlenden Lächeln entgegen. »Immerzu charmant, was?« Sie zwinkert mir zu und hakt sich dabei bei meinem Bruder ein, der unser Gespräch mit einem seligen Lächeln verfolgt.

»Das kommt darauf an, auf welchem Fuß du sie erwischst«, erwähnt er und fixiert mich herausfordernd.

»Immer noch geschädigt von Mittwoch?«, gebe ich angriffslustig zurück.

»Um das zu verarbeiten, musst du mir schon etwas länger Zeit lassen.«

»Armer Kephas!«, entgegne ich mit mitleidigem Tonfall.

»Klärt mich jemand auf?«, mischt sich Lanea ein und sieht abwechselnd zwischen Kephas und mir hin und her. Mein Bruder schüttelt schmunzelnd den Kopf, küsst sie auf die Stirn und wispert ihr dabei irgendetwas zu. Sie nickt scheinbar zufrieden.

»Bist du allein gekommen oder hat dein Bruder dich begleitet?«, frage ich neugierig, um auf ein neues Thema zu kommen.

»Nein, ich bin alleine hier. Worüber ich auch ganz froh bin, ein bisschen Abstand tut jedem mal gut.« Sie deutet plötzlich auf irgendjemanden in der Menge und blickt zu Kephas hoch. »Da sind deine Eltern; ich hatte noch keine Gelegenheit sie zu begrüßen!« Sie winkt mir noch einmal kurz zu, bevor sie mit meinem Bruder an der Hand in der Menge verschwindet.

Ich seufze und sehe den beiden kurz nach. Sie sind wirklich ein süßes Paar, und dennoch weiß ich nicht immer, ob ich Lanea wirklich mag. Klar, sie macht meinen Bruder glücklich und war auch mir gegenüber immer freundlich, aber wir beide stammen charakterlich einfach aus zwei völlig fremden Welten. Wahrscheinlich bin ich einfach nur eifersüchtig auf die erfolgreiche Präsidententochter, aber diesen Gedanken schiebe ich wie immer schnell beiseite.

»Miss d'Erenell?« Aus den Gedanken gerissen blicke ich auf und sehe direkt in die Kamera eines Journalisten. Ich beeile mich zu lächeln, bevor er abdrückt.

»Erik Kurdner, mein Name. Erlauben Sie mir ein Interview für die Citypaper.« Ich schmunzele; Erik ist Teil dieser Fei-

er, seitdem ich denken kann, und er ist mir einer der liebsten Journalisten, auch wenn er manchmal etwas voreilig ist, was Bilder angeht!

»Sie müssen sich mir nicht jedes Mal vorstellen Mr. Kurner«, antworte ich gelassen. Der ältere Mann lächelt. »Sie machen übers Jahr so viele Bekanntschaften, dass ich nicht von Ihnen verlangen kann, sich den Namen eines alten Journalisten zu merken.«

»So alt sind Sie doch noch gar nicht«, erwidere ich mit einer wegwerfenden, aber nichtsdestotrotz eleganten Handbewegung.

Etwa zwei Stunden später erlaube ich mir, meine erste Pause von dem Trubel zu nehmen und kämpfe mich durch die Menge vor zum Treppenaufgang. Zwar sind nur von etwa zehn Medienunternehmen Journalisten eingeladen, aber ich habe gefühlt schon das dreißigste Interview hinter mir.

Zielstrebig wende ich mich nach rechts, als ich das obere Ende der Treppe erreiche, und bahne mir meinen Weg an den ersten Balkonen vorbei. Wie immer ist der letzte, allerdings auch mit Abstand kleinste Balkon auf der rechten Seite mein Ziel. Aufgrund seiner Größe ist er meistens leer. Somit stehen meine Chancen, dort Ruhe zu finden, recht gut. Doch heute scheint das Glück nicht auf meiner Seite zu sein. Ich trete schon erleichtert auf den etwa fünf Quadratmeter großen Balkon, als ich registriere, dass ich nicht alleine bin. Ein junger Mann lehnt einsam am kunstvoll verschnörkelten Eisengeländer und starrt in die milde, frühwinterliche Nacht hinaus. Er steht mit dem Rücken zu mir, deshalb hat er mich wohl noch nicht bemerkt. Unsicher bleibe ich stehen und entscheide dann, mit einem Blick nach links auf die anderen Balkone, dass ich hier dennoch am meisten Ruhe bekommen werde. Also trete ich geräuschvoller als nötig zu dem jungen Mann ans Geländer.

»Guten Abend!«, sage ich leise, da er nicht reagiert.

Erst dann bemerke ich, dass er die Augen geschlossen hält und gar nicht in die Nacht hinausblickt. Überrascht sieht er auf. Offensichtlich aus den Gedanken gerissen, scheint er einige Sekunden zu brauchen, bis er mich erkennt.

»Guten Abend, Miss d'Erenel«, antwortet er mit unerwartet gefasster Stimme. Die meisten Menschen erschrecken, wenn ich sie anspreche – erst recht, wenn es sie völlig unvorbereitet trifft.

»Ich hoffe, ich störe nicht?«

»Nein, nein, keineswegs«, erwidert er und richtet sich auf. Er ist viel größer, als ich im ersten Moment angenommen hatte. Trotz meiner Absätze überragt er mich um eine knappe Haupteslänge.

»Aber ich kann Sie gerne alleine lassen, wenn Sie das möchten?«, fügt er mit einem charmanten Lächeln hinzu.

»Ich ... ich möchte Sie nicht vertreiben«, stottere ich überumpelt, da ich nicht damit gerechnet hatte, dass mir jemand freiwillig Ruhe anbieten würde. Normalerweise bekomme ich die Menschen um mich herum kaum los.

»Ich wollte nur etwas Abstand suchen!«, entgegne ich mit festerer Stimme und überspiele damit meine erste Verwundung.

»Das war auch mein Gedanke«, gibt mein Gegenüber zu. Er spricht zwar nicht leise, aber seine Stimme ist ungewöhnlich ruhig und sanft für einen Mann, was einem irgendwie automatisch das Gefühl von Geborgenheit vermittelt – etwas, das mir zuvor bei einem Fremden noch nie passiert ist.

»Dann haben Sie sich wohl den besten Platz dafür ausgesucht. Normalerweise ist dieser Balkon immer leer«, antworte ich lächelnd.

»Oh, dann bin ich ja fast verpflichtet, Sie allein zu lassen; ich möchte Ihnen ja nicht Ihren Rückzugsort streitig machen.« Er stößt sich schon vom Geländer ab, als ich ihn zu unserer beider Überraschung zurückhalte.

»Sie dürfen sehr gerne hierbleiben, manchmal bedeutet Abstand auch nur, ein nettes Gespräch zu führen.«

Er zögert einen Moment, dann nickt er. »Wie Sie möchten.« Schweigend lehnt er sich wieder neben mich ans Geländer, wobei er sorgsam auf Abstand zwischen uns achtet.

»Ich bin mir ziemlich sicher, Sie noch nie hier gesehen zu haben. Verraten Sie mir Ihren Namen?«, frage ich neugierig.

»Gerne, aber er wird Ihnen wahrscheinlich nichts sagen.« Er hält mir einladend die Hand hin und ich ergreife sie, ohne zu zögern. »Aviél Cadena«, stellt er sich vor und zieht seine Hand sogleich wieder zurück.

»Sie irren sich. Ihr Name ist mir bekannt, ich bin mir nur nicht sicher woher ...«

»Haben Sie die Bewerberartikel für die Presseauschreibung gelesen?«, fragt er zögerlich. Und dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen: natürlich die Presseauschreibung! Ich lese mir jedes Jahr die Artikel durch, und zur Abwechslung war mein Favorit dieses Jahr zugleich auch der Gewinner geworden. Wie konnte ich nur seinen Namen vergessen!

»Sie sind Journalist!?«, frage ich etwas brüsker als gewollt und rücke dabei, ohne es selbst bewusst wahrzunehmen, ein Stück von ihm weg.

»Nein, nicht wirklich. Ich bin Student«, antwortet er höflich wie zuvor, ohne meine offensichtliche Ablehnung zu beachten.

»Der Unterschied zwischen einem Journalistikstudenten und einem Journalisten ist nicht so groß, dass man diese Frage verneinen müsste«, rüge ich ihn und spüre, wie meine Stimme den üblichen autoritären Tonfall annimmt, den sie immer bekommt, wenn mir etwas nicht passt.

»Ich hatte nicht behauptet, Journalistik zu studieren«, stellt er gefasst fest, nimmt aber selbst auch eine angespanntere Haltung ein. Nun liegen nur noch seine Hände auf dem Geländer, ohne dabei sein Körpergewicht dagegen zu stützen. Ich kenne

diese Haltung, sie ist die Letzte, bevor ein Mensch die Flucht ergreift – ungewöhnlich für einen Journalisten.

»Ich studiere Lehramt«, fügt er hinzu, als ich nicht auf seinen Einwurf eingehe.

»Und was macht ein Lehramtsstudent ausgerechnet hier?«, frage ich mit unverhohlenem Unglauben.

»Glauben Sie, dass ich als solcher nicht in eine Gesellschaft wie diese gehöre, dass ich nicht der richtige Umgang für Sie bin?«, fragt er nun überraschend angriffslustig, wobei seine Stimme immer noch absolut höflich und ruhig klingt.

»Das habe ich nie behauptet«, antworte ich empört.

»Nein, vielleicht nicht verbal, aber Ihre Körpersprache spricht dafür sehr deutlich«, entgegnet er und deutet auf den immer größer werdenden Abstand zwischen uns.

Mir ist nicht aufgefallen, dass ich noch weiter weggerückt bin.

»Sie berühren nicht einmal mehr das Geländer, als wollten Sie jeglichen Kontakt vermeiden«, stellt er weiterhin nüchtern fest.

Wütend greife ich mit der Rechten nach dem Stahlgeländer und umklammere es. »Was wollen Sie damit sagen? Werfen Sie mir vor, Vorurteile zu haben? Oder gar Schlimmeres?«

Der Student lehnt sich wieder zurück gegen das Geländer und zuckt mit den Schultern. »Das müssen Sie selbst wissen, ich sage nur, was ich denke.«

»Und ich denke, dass Sie äußerst unhöflich sind und noch dazu sehr arrogant«, schieße ich zurück, ohne mir die Folgen ins Gedächtnis zu rufen. Eine Schweigepause entsteht, ich beobachte ihn mit Adлераugen, während ich innerlich immer wütender werde.

»Wahrscheinlich haben Sie recht. Ich habe Sie wohl selbst mit zu großen Vorurteilen angesehen und Ihnen unterstellt, genau diese zu erfüllen, ohne es sicher zu wissen. Entschuldigen Sie bitte, das war nicht richtig«, gibt er schließlich zu und



blickt, wie um seine Worte zu bekräftigen, direkt in meine Augen.

Ich muss mich bemühen, damit mir die Kinnlade nicht herunterklappt. Mit einer Entschuldigung habe ich als Letztes gerechnet. Also blicke ich nur zurück in seine auffallend schönen grauen Augen und weiß nicht, was ich erwidern soll.

Schließlich nicke ich einfach nur und sehe auf meine Armbanduhr. »Sie entschuldigen mich, die Rede meines Vaters beginnt gleich, ich sollte eigentlich schon auf der Bühne stehen. Genießen Sie den Rest des Abends, Mr. Cadena, so oft werden Sie ihn ja nicht mehr erleben«, entgegne ich spitz und marschiere zurück auf die Galerie, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, etwas zu erwidern.

## 4

# Aviél

Für einen Moment sehe ich ihr perplex hinterher. Ich will mich gerade wieder abwenden, als mir ein starker Instinkt rät, sie zurückzuhalten.

Noch bevor ich beschlossen habe ihr nachzugehen, scheinen sich meine Beine bereits zu bewegen. Den Bruchteil einer Sekunde später habe ich das Mädchen eingeholt und ihr Handgelenk geschnappt. Ohne zu wissen warum, ziehe ich sie mit einer ruckartigen Bewegung zurück auf den Balkon. Die Entrüstung darüber steht ihr ins Gesicht geschrieben, doch sie kommt nicht dazu, sich zu beschweren.

Ein ohrenbetäubender Knall ertönt aus dem inneren des Ballsaals. Geistesgegenwärtig ziehe ich sie von der Tür weg. Eine dicke Staubwolke dringt aus dem Gebäude und umgibt uns. Hustend dränge ich die Präsidententochter in eine Ecke des Balkons und ducke mich über sie. Etwas Hartes trifft mich am Arm. Das Blut rauscht in meinen Ohren.

Sind das Schreie? Blind taste ich nach meinen Ohren. Ich spüre eine klebrige Flüssigkeit an den Fingerspitzen. Ist mein Trommelfell geplatzt?

Immer noch sind wir in Qualm und schwarzen Staub gehüllt, es kommt mir vor wie Stunden. Das Atmen fällt mir schwer. In der Dunkelheit taste ich nach Alija d'Erenel. Sie kauert eine Armlänge von mir entfernt an der Wand des Gebäudes, gegen die ich sie gedrängt hatte. Hustend und würgend versuche ich den Staub vor uns zu vertreiben. Erst, als ich die eigene Hand vor Augen erkennen kann, der Boden nicht mehr zu beben scheint und das Piepen in meinen Ohren soweit

verschwunden ist, dass ich meinen keuchenden Atem hören kann, wage ich es, mich wieder aufzurichten.

Für einen Moment schwanke ich, bevor ich mein Gleichgewicht wiederfinde. Orientierungslos wandert mein Blick über den Balkon. Eine kühle Brise vertreibt einen Teil des Staubs um mich herum und offenbart einen riesigen Felsbrocken vor dem Eingang des Saals – dort, wo wir vor wenigen Augenblicken noch gestanden hatten. Der Brocken musste sich bei der Explosion aus der Fassade über uns gelöst haben.

Bestürzt drehe ich mich um und suche den Blick der Präsidententochter. Sie kauert noch immer hinter mir am Boden und starrt mich aus großen, verschreckten Augen an. Ihr Gesicht ist trotz des Make-Ups leichenblass und ihre Lippen zittern, als ob sie kurz davor wäre, die Beherrschung zu verlieren. Wahrscheinlich biete ich einen ebenso erbärmlichen Anblick.

»Sind ...« Ich unterbreche mich selbst, als ich meine raue belegte Stimme höre. Räuspernd verziehe ich das Gesicht und schlucke den Staub in meinem Mund herunter. »Sind Sie verletzt?«, setze ich erneut an und gehe vor dem Mädchen in die Hocke.

Ein paar Sekunden starrt sie mich nur an, sodass ich mich zu fragen beginne, ob sie die Sprache verloren hat. »Ich ... ich weiß nicht«, flüstert sie schließlich mit heißerer Stimme und sucht mit ihrer Hand nach Halt, um sich auf die Füße zu ziehen. Ich biete ihr meine Hand an, doch so weit kommt sie gar nicht. Mit einem lauten Aufstöhnen lässt sie sich zurücksinken. Tränen treten ihr in die Augen.

Besorgt beuge ich mich über sie, dabei fällt mein Blick auf einen sich schnell ausbreitenden dunklen Fleck auf dem Rock ihres Kleides. Ein dicker Metallsplitter ragt in dessen Mitte hervor, wahrscheinlich ein Stück von dem Geländer der Galerie im inneren des Ballsaales.

»Okay, ganz ruhig bleiben, nicht rausziehen, sonst verlieren Sie zu viel Blut.« Ich weiß nicht, ob ich mich oder sie beruhige.

gen will. Schließlich springe ich auf und werfe einen Blick ins Innere des Saales.

Der Galeriegang ist noch intakt, auch wenn der Großteil des Geländers fehlt. Viel mehr kann ich nicht sehen. Die Staubwolke, die der Wind hier draußen inzwischen vertrieben hatte, hängt im Raum noch wie eine Glocke über dem Saal. Hitze schlägt mir entgegen. Es scheint so, als würden unter uns Brände wüten.

Ich kann erstickte Schreie und Stöhnen hören. Nur langsam realisiert mein Gehirn, was hier gerade abgeht. Geschockt stolpere ich ein paar Schritte zurück, dabei fällt mein Blick auf die Fliesen unter meinen Füßen. Sie sind allesamt eingerissen, ebenso wie der Beton, der unter ihnen zum Vorschein kommt.

Wir müssen hier weg! Ohne weiter zu überlegen drehe ich mich zu Miss d'Erenel um und bin mit zwei großen Schritten wieder bei ihr. »Können Sie gehen?«

Sie starrt mich wieder aus diesen großen rehbraunen Augen an und schüttelt keuchend den Kopf.

»Dann werde ich Sie tragen!«, antworte ich entschieden und greife nach ihrem Arm. Sie zieht ihn eilig zurück und schüttelt den Kopf.

»Nein, holen Sie Hilfe, schicken Sie einen Bodyguard hierher!«

»Erstens weiß ich nicht, ob ich in diesem Chaos irgendeinen Agent finde, noch weiß ich, wie lange dieser Balkon noch aushält; er könnte jeden Moment einstürzen. Ich habe nicht vor Sie hierzulassen, also stellen Sie sich nicht so an!«

Ich warte nicht auf ihre Antwort, sondern greife blitzschnell nach ihrem Handgelenk und lege mir ihren Arm um die Schultern. Dann schlinge ich den einen Arm um ihre Taille und lege den anderen unter ihre Kniekehlen, wobei ich darauf achte, den Splitter, der in ihrem Oberschenkel steckt, nicht zu berühren. Trotzdem stöhnt sie kurz schmerzerfüllt auf und presst die Augen zusammen. Es tut mir leid, so grob sein zu

müssen, doch im Moment kann ich keine Rücksicht darauf nehmen.

Vorsichtig schlängele ich mich um den Fassadenbrocken am Ausgang des Balkons herum auf die Galerie. Im Saal schlägt uns heiße, trockene Luft entgegen, die mit dickem Rauch geschwängert ist. Ich bemühe mich, so flach wie möglich zu atmen, dennoch beginne ich wenige Sekunden später zu husten. Alija hatte inzwischen ihr Gesicht in meinem Jackett vergraben, sodass ich nicht sehen kann, ob sie dieselben Probleme hat.

Obwohl das Mädchen nicht sonderlich schwer ist, verlangsam mich ihr Gewicht mit jedem Schritt. Mühsam kämpfe ich mich den Gang entlang zur Rückseite des Ballsaales.

Irgendwo dort müsste sich die Fluchttreppe befinden, die Agent Loran uns nur wenige Stunden zuvor gezeigt hatte. Im immer dichter werdenden Rauch kann ich allerdings kaum mehr die Hand vor Augen erkennen. Hustend versuche ich, schneller zu laufen. Wenn ich hier bewusstlos werde, sind wir beide aufgeschmissen.

Endlich kann ich die holzvertäfelte Rückwand des Saals erkennen. Die Tür müsste sich in der Saalmitte befinden, also taste ich mich Schritt für Schritt an der Wand weiter, in der Hoffnung sie auf diese Weise zu finden. Während ich nach der rettenden Klinke suche, achte ich kaum noch auf den Boden unter meinen Füßen. So kann ich mir einen erstickten Aufschrei nicht verkneifen, als ich von einem heftigen, überraschenderweise kühlen Windstoß zurückgedrückt werde und dabei ungelentk von dem etwa zwei Meter breiten Abgrund zurückstolpere, der sich wenige Zentimeter vor meinen Füßen auftut. Der Galeriegang ist hier komplett aus der Wand gerissen worden. Vom Parkettboden sind nur noch vom Feuer versengte Ränder übrig, die wie Zähne auf beiden Seiten das gewaltige Loch im Boden säumen. Inmitten dieses Lochs an der Wand kann ich schemenhaft den Griff einer Tür erkennen.

Verzweiflung droht mich zu überwältigen, als ich mich vorsichtig auf die Knie sinken lasse und das Mädchen in meinen Armen gegen die Wand lehne, um meine Kräfte zu schonen.

Meine Lunge brennt inzwischen wie Feuer. Keuchend ziehe ich mir mein Hemd über den Mund und versuche meine Atmung zu beruhigen. »Vater, ich brauche deine Hilfe!«, seufze ich still in mich hinein und ärgere mich, dass ich erst jetzt ans Gebet gedacht habe. Alija hustet neben mir leise und sieht mich mit angsterfüllten Augen an.

»Gibt es noch irgendeinen anderen Weg hier raus?«, frage ich und blinzele die Tränen aus meinen Augen. Doch der Rauch treibt sofort neue nach. Unter mir höre ich das verräterische Knacken von brennendem Holz. Inzwischen ist es fast unerträglich heiß.

»Es müsste einen alten Dienstbotengang geben, der zur Küche führt, aber sein Eingang ist in die Wandvertäfelung eingelassen, sodass man ihn fast nicht sieht.« Sie verstummt und hustet kräftig.

»Also gut!«, murmele ich mehr zu mir als an sie gerichtet. Dann nehme ich meine letzten Kraftreserven zusammen und lege mir die junge Frau kurzerhand über die Schulter. Ich muss eine Hand frei haben, um die Tür zu finden.

Ich höre sie leise stöhnen, als ihr verletztes Bein gegen meinen Bauch schlägt. Taumelnd wanke ich die ersten Schritte los, bis ich mein Gleichgewicht wiederfinde, dann kämpfe ich mich an der Wand entlang zurück und taste dabei die Holzvertäfelung ab, in der Hoffnung, einen Türspalt zu entdecken. Trotzdem hätte ich die Tür verfehlt, wenn sich nicht genau im richtigen Moment die Rauchwolke um uns herum geklärt hätte.

Mit letzter Kraft drücke ich gegen die Tür, die sich dadurch einen Spalt breit aus der Wand erhebt. Beinahe wäre ich die Treppe dahinter hinabgestürzt, wenn ich mich nicht gerade noch mit der freien Hand am Geländer festgehalten hätte. Die Tür fällt hinter uns wieder zu. Fast augenblicklich fühlt sich

die Luft sauberer an, auch wenn sie nicht ganz rauchfrei ist. Trotzdem nehme ich einen genüsslichen tiefen Atemzug, der mich erneut zum Husten bringt. Am liebsten hätte ich mich für einen Moment auf die Treppenstufen gesetzt um wieder zu Atem zu kommen und meine schmerzenden Arme zu entlasten, aber wir sind noch lange nicht aus der Gefahrenzone raus. Also schiebe ich die inzwischen bewusstlos gewordene Präsidententochter von der rechten auf die linke Schulter und kämpfe mich die Treppe hinab.

Am unteren Treppenabsatz angekommen, führt ein schmaler Gang, der kaum hoch genug für mich ist, nach rechts. Da es der einzige Weg ist, bleibt mir nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Wenig später biegt der Gang wieder rechts ab und endet dann vor einer großen zweiflügligen Aluminiumtür, die mich an die Türen in Restaurants erinnert, die dort in die Großküche führen. Und tatsächlich stehen wir, als ich die Tür aufstoße und zaghaft eintrete, in einer weiträumigen Küche. Meine Hoffnung, auf irgendwelche Angestellten zu treffen, zerschlägt sich augenblicklich. Alles deutet darauf hin, dass die Küche in Windeseile geräumt worden ist. Auf den zahlreichen Herden köcheln noch Töpfe und Pfannen vor sich hin. Servierwagen liegen zum Teil auf die Seite gekippt in den schmalen Gängen zwischen den Kochinseln. Besorgt blicke ich zur Decke des Raumes. Wenn mich mein Orientierungssinn nicht komplett trügt, müssten wir uns jetzt direkt unter dem zerstörten Ballsaal befinden.

Doch die Explosion war wohl nicht stark genug, um das Steingewölbe über uns zu erschüttern. Dennoch wage ich es nicht, hier zu verweilen und durchquere die Küche zügig, wobei ich nach einem anderen Ausgang Ausschau halte. Schließlich fällt mein Blick auf eine schmalere Tür links von uns, über dessen Rahmen das vielversprechende Fluchtwegschild hängt. Erleichtert stolpere ich auf die Tür zu. Sie schwingt geräuschlos auf. Erneut erstreckt sich ein schmaler Gang vor uns, doch an

dessen Ende kann ich eine Treppe erkennen, die nach oben führt.

Mühsam schleppe ich uns weiter den Gang entlang und die Treppe nach oben. Als ich die Tür am oberen Ende erreiche und mich mit letzter Kraft dagegenstemme, schlägt uns kühler Nachtwind entgegen. Begierig atme ich die frische Luft ein, stolpere noch ein paar Schritte weiter und lasse uns dann ungelenk ins Gras fallen. Eine gefühlte Ewigkeit bleibe ich zu Tode erschöpft im feuchten Gras liegen, bis ich die Kraft aufwenden kann, mich wieder aufzusetzen.

Besorgt wende ich mich der jungen Frau neben mir zu. Sie liegt noch genauso zusammengesunken da, wie ich sie wenige Minuten zuvor abgelegt hatte. Ihr Gesicht ist kreidebleich, aber ihre Brust hebt und senkt sich regelmäßig. Der Rock ihres Kleides ist inzwischen blutgetränkt, was neue Panik in mir auslöst.

Vorsichtig nehme ich die Enden des Seidenstoffes in die Hand und reiße ihn mit einem Ruck so weit entzwei, dass ich die Wunde sehen kann. Der etwa daumenbreite Eisenspan hatte sich in die Innenseite ihres rechten Oberschenkels mittig eingebohrt. Immer noch fließt an den Rändern des Spans kräftig Blut aus der Wunde, es scheint eine größere Arterie verletzt worden zu sein.

Ich zögere nicht lange, schlüpfte aus meinem Jackett und reiße den Saum meines Hemds ab. Vorsichtig schlinge ich den einigermaßen saubergebliebenen Stoffstreifen um ihr Bein und versuche dabei so eng wie möglich an den Span heranzugehen, um die Blutung einigermaßen stillen zu können. Ich benötige noch zwei weitere Stoffstreifen, bis ich zufrieden bin. Doch es bilden sich sogleich wieder große rote Flecken auf dem Stoff. Der Verband wird nicht lange helfen, sie braucht dringend medizinische Hilfe.

Mit einem weiteren Stoßgebet zum Himmel nestele ich mein Handy aus der Jackettasche und seufze erleichtert auf,